

Zum Einstieg eine kleine Ankündigung: Das Anfertigen dieses Erfahrungsberichtes hat mir ganz schön Kopfschmerzen bereitet. Es stellt sich heraus, dass es gar nicht so leicht ist, ein Auslandssemester zu beschreiben, das unglücklicherweise mit einer weltweiten Gesundheitskrise zusammenfiel und sich daher ganz lapidar unter dem Stichwort „Corona“ zusammenfassen ließe. Natürlich stimmt das so nicht, mein Auslandssemester war mehr als das, aber doch sehr stark von der Pandemie und ihren Begleiterscheinungen geprägt. Inwieweit andere Auslandssemester-Interessierte daher von diesem Erfahrungsbericht profitieren können ist mir nicht ganz klar, aber ich will mein Bestes geben, meine Eindrücke von Land und Leuten und von der Hebräischen Universität Jerusalem, an der ich von März bis Juni 2020 studieren durfte, zu schildern. Ich möchte von meinen Erfahrungen vor Ort berichten, aber natürlich sind dies Erfahrungen einer Ausnahmesituation und ausschließlich als solche zu sehen. Da ich zu den Gegebenheiten im Normalzustand ganz einfach nichts sagen kann, habe ich mich für eine andere Herangehensweise an diesen Erfahrungsbericht entschieden. Er wird sicher persönlicher sein als vergleichbare Rückblicke auf Auslandserfahrungen, aber wer weiß, wie Auslandssemester in den nächsten Jahren aussehen werden, womöglich weiterhin in Pandemiezeiten? Vielleicht hilft dieser Erfahrungsbericht ja bei der Vorbereitung, beim Einstellen auf einen Auslandsaufenthalt unter ungewöhnlichen Vorzeichen. Für mich war er auf jeden Fall Zeitstrahl, schriftliche Reflexion und runder Abschluss eines turbulenten Kapitels in meinem Leben – hoffentlich also ein *Win-Win*.

In Sachen Auslandsaufenthalt bin ich mittlerweile ein alter Hase. Also habe ich gedacht. Schließlich war es für mich bereits das vierte Mal, dass ich meinen Lebensmittelpunkt für längere Zeit ins Ausland verlegte. Ich will ganz ehrlich sein: es war die bislang herausforderndste Auslandserfahrung für mich. Auf eine andere Art von Herausforderung war ich eingestellt gewesen, schließlich bringt ein Tapetenwechsel, vor allem im Ausland, diese automatisch mit sich. Eine persönliche Herausforderung hatte ich erwartet, auch eine kulturelle und sicher auch eine sprachliche, auch wenn ich in Vorbereitung auf mein Auslandssemester bereits mehrere Sprachkurse an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg absolviert hatte. Auf die kulturelle Herausforderung freute ich mich besonders, schließlich hatte ich Israel gerade wegen seiner spannenden und diversen kulturellen, religiösen und historischen Komposition ausgewählt. Jerusalem als Schmelzpunkt der Weltreligionen und Heimat ganz unterschiedlicher Menschen – und ich mittendrin! Wahnsinn!

Ich las also gierig Wissenswertes über mein neues temporäres Zuhause, wurde von Freunden mit Büchern und anderen praktischen Utensilien geradezu überschüttet, erledigte das Bürokratische in Vorfreude auf die Belohnung für die Zeit am Schreibtisch und bewarb mich um ein Baden-Württemberg-Stipendium, auf das ich durch das Dezernat Internationale Beziehungen aufmerksam geworden war. Ich denke, hier ist der richtige Ort, um mich noch einmal ausdrücklich für den Erhalt des Stipendiums zu bedanken! Mit dem Zuschuss von je 600€ über vier Monate konnte ich finanziell sehr viel entspannter ins Auslandssemester gehen, denn das Stipendium deckte fast die gesamten Wohnkosten ab, die bei insgesamt etwa 2600€ lagen. Aber nicht nur finanziell war die Unterstützung sehr umfangreich; durch die vielen angebotenen Aktivitäten im Regional Chapter Heidelberg habe ich mich direkt in das Netzwerk der Stiftung aufgenommen gefühlt. Etwa beim gemeinsamen Grillen auf der Neckarwiese oder dem Liederslam im Kulturfenster wurden Erfahrungen und Ratschläge ausgetauscht, die mir in den vergangenen Monaten in der ein oder anderen Situation wieder durch den Kopf gingen. Ohne

das Stipendium wäre das Auslandssemester für mich nicht möglich gewesen, herzlichen Dank dafür! Unbedingt zu empfehlen!

Wenn ich auf die letzten Monate zurückblicke, dann kommt es mir vor wie im Zeitraffer. Denke ich an den Februar zurück, meinen Ausreisemonat, dann fühlt sich die Erinnerung an wie Szenen aus einem anderen Leben. In gewisser Weise stimmt das natürlich; für uns gab es damals eine andere Normalität. „COVID-19“ war uns ein Begriff, ja, aber in China, so weit weg. Dass räumliche Nähe und emotionale Betroffenheit fast untrennbar miteinander verbunden sind, hat mir die Zeit danach eindrücklich vor Augen geführt. Auch für mich persönlich begann der Auslandsaufenthalt mit einem gesundheitlichen Tief. Drei Wochen lang schleppte ich hartnäckige Grippe-symptome mit mir rum, so heftig hatte es mich gefühlt schon seit Jahren nicht mehr erwischt. Am Tag meines Abflugs ging es mir immer noch so schlecht, dass ich ernsthaft in Erwägung zog, den Flug nach Tel Aviv nicht anzutreten. Ich suchte einen Arzt auf, dieser riet mir zunächst von einem Flug ab, gab dann letztendlich aber doch grünes Licht. Der Begriff „Corona“ fiel während der Untersuchung kein einziges Mal, nur im Gespräch mit meiner Familie hielten wir mehr scherzhaft als aufrichtig besorgt fest, es wäre wirklich unglücklich, wenn ich an irgendeinem Flughafen wegen der Verwechslung von Corona- und Grippe-symptomen rausgefischt und vorsorglich in Quarantäne gesteckt würde. Rückblickend wirkt dieses Gespräch vielleicht ignorant und naiv, aber ich bin froh, dass uns damals die Tragweite der Situation noch nicht bewusst war.

Denn so entschied ich mich doch zu fliegen und verbrachte drei herrliche, überwiegend unbekümmerte Wochen mit zwei Heidelberger Freundinnen in diesem faszinierenden Land. Gesundheitlich zwar immer noch angeschlagen, aber immer an der frischen Luft und in der Sonne. Abseits der Touristenpfade erkundeten wir atemberaubende und abwechslungsreiche Landschaften, schwammen im Toten Meer, lernten spannenden Menschen mit ganz unterschiedlichen Geschichten kennen und kamen natürlich auch kulinarisch voll auf unsere Kosten. Hatten wir wieder drei Tage im Zelt geschlafen, waren Gespräche mit Einheimischen und anderen Reisenden genauso wie freie WLAN-Hotspots unsere Berührungspunkte mit der Realität. Nach einiger Zeit wich die Unbekümmertheit angesichts sich überschlagender Ereignisse und Nachrichten zu COVID-19 erst Amüsiertheit und Kopfschütteln und dann zunehmend Sorge. Israel reagierte mit rigorosen Maßnahmen und machte nach und nach die Grenzen dicht. Strikte Restriktionen wurden implementiert; die Quarantäne, über die wir zwei Wochen vorher noch gescherzt hatten, wurde Wirklichkeit. Zeitraffer. Wir waren uns einig: Wir hatten wahnsinniges Glück gehabt, waren wir doch noch rechtzeitig eingereist, hatten dadurch tolle Eindrücke von Israel sammeln dürfen und auch die Quarantäne-bedingte viertägige Verspätung beim Einzug ins Wohnheim war zu verkraften. An diesem Tag fanden auch einige Orientierungsveranstaltungen für die *Exchange Students* statt. Die anderen Events waren entweder abgesagt worden oder ich hatte sie wegen meiner verspäteten Ankunft verpasst. Da es die meisten anderen Austauschstudierenden nicht mehr ins Land geschafft hatten oder sich noch in Quarantäne befanden, lernte ich die verbliebene Handvoll schnell kennen. Bei allen war eine gewisse Anspannung spürbar: Wie würde sich das Semester wohl unter diesen Bedingungen gestalten? Eine Vorahnung, dass es so ganz anders verlaufen würde als gedacht.

Dass ich den Campus in den kommenden Monaten nur noch ein weiteres Mal betreten würde, wusste ich damals noch nicht.

Der Semesterstart war also ungewöhnlich, doch er passte exakt ins Bild der letzten Wochen und fiel daher nicht weiter aus der Reihe. Es gab Gerüchte, das ganze Semester werde nun online stattfinden. Auch nicht überraschend. Selbst als der Lockdown kam, trugen wir die harten Restriktionen mit Fassung. Alles war so surreal und die Entwicklungen so rasend schnell, dass wir mit ihrer Verarbeitung gar nicht hinterherkamen. Der erste Moment des Innehaltens, des Runterkommens, trat erst dann ein, als ich meine beiden Heidelberger Freundinnen in Richtung Flughafen verabschiedet hatte. Meine Mitbewohnerinnen waren schon in den Tagen zuvor Hals über Kopf in ihre Heimatländer zurückgereist, ebenso wie die anderen wenigen Austauschstudierenden. Alle Personen, die ich bislang getroffen hatte, auf deren Kennenlernen ich mich so gefreut hatte, hatten den Heimweg angetreten oder waren kurz davor. Ich war alleine. In einer Wohnung, die mich ständig daran erinnerte, dass dort fünf Personen wohnen sollten und nicht nur eine. Auf dem gesamten Flur kein Lebenszeichen (erst nach Wochen stellte ich fest, dass in meinem Stockwerk doch noch eine weitere Person wohnte). Wenn ich im Dunkeln auf dem Wohnheimgelände spazieren ging – denn wir durften während des Lockdowns unsere Wohnung nur im Umkreis von 100 Metern verlassen – wurde mir bewusst, wie verlassen das Wohnheim war. Ich habe natürlich keine Zahlen, aber ich schätze, dass das Wohnheim während der harten Lockdown-Wochen vielleicht zu einem Siebtel belegt war. Ganz alleine, ohne soziale Kontakte, kamen mir zum ersten Mal Zweifel an meiner Entscheidung, das Semester trotz aller Widrigkeiten durchzuziehen. Zum ersten Mal nämlich hatte ich überhaupt einen ruhigen Moment zum Nachdenken.

Die nächsten zwei Monate, die Zeit des harten Lockdowns, sind in meiner Erinnerung neblig und kaum existent. In guter alter „Mundabputzen-weiter“-Tradition hatte ich mich schnell mit der Situation arrangiert. Zum Glück war mir doch noch eine Person geblieben: Alan, den ich über meine Mitbewohnerinnen bereits flüchtig kennengelernt hatte. Wir waren Leidensgenossen, verbrachten fast jede freie Minute – und davon gab es zu Beginn sehr viele – miteinander und machten das Beste aus der Situation. Unser wöchentliches Highlight und unser Äquivalent einer spaßigen Unternehmung: das Einkaufen! Wir kochten, feierten zusammen Sabbat und erzählten Anekdotchen aus unserem Leben. Den Lockdown gemeinsam durchzustehen schweißte uns zusammen und doch spürte ich den Druck, der auf dieser einen Beziehung lag. Ich sehnte mich nach anderen sozialen Kontakten – die ich unter den Gegebenheiten im Wohnheim nicht zu finden wusste – und so wurde das Skypen zu einem beinahe täglichen Hobby. Sicher ist das nicht der Gang eines „regulären“ Auslandssemester, aber ich bin sehr dankbar, dass ich auf diesem Wege einige Beziehungen trotz der räumlichen Distanz sogar intensivieren konnte und fühle mich vielen Freunden heute noch näher als zuvor.

Dankbarkeit empfinde ich aber auch gegenüber der Hebrew University, die alles in Bewegung gesetzt hat, um in kürzester Zeit ein Online-Semester auf die Beine zu stellen, das von Anfang bis Ende reibungslos lief. Sicher ist die IT-Infrastruktur vor Ort besser als in Heidelberg und doch möchte ich ein Riesenlob und großen Respekt aussprechen, dass alle Dozierenden, auch die weniger IT-Versierten, an einem Strang gezogen haben, um eine bestmögliche Lehre zu gewährleisten. Kurse wie Hebräisch sind bestimmt nicht für den Online-Unterricht prädestiniert und doch haben alle Beteiligten mit Engagement und Geduld dafür gesorgt, dass das

Semester kein akademischer Reifall war. Ganz im Gegenteil: Ich habe richtig was mitgenommen und weiß, wie wichtig die Struktur und das Gefühl von Alltag und Normalität durch die Online-Veranstaltungen in Zeiten von Ungewissheit und Isolation für die Studierenden waren.

Zum Ende meines Aufenthaltes hin wurden die Bestimmungen teilweise drastisch gelockert und es gab immer wieder die Möglichkeit zu Reisen und etwas mit den neugewonnenen Bekannten und Freunde, die Alan und ich dann trotz aller Widrigkeiten gefunden hatten, zu unternehmen. Irgendwie schloss sich ein Kreis; sowohl am Anfang als auch ganz am Ende meiner Zeit in Israel konnte ich auf Entdeckungstour gehen. Für mich ein Land voller Widersprüche, ein Land mit vielen Konflikten, aber auch mit vielen sehr herzlichen Menschen, mit Menschen, die ganz unterschiedliche Geschichten zu erzählen haben. Nicht immer war ich d'accord mit den Ansichten, oft waren sie mir zu schwarz-weiß, aber doch empfand ich sie als sehr bereichernd. Die allermeisten Leute, die ich kennengelernt habe, waren ausgesprochen extravertiert und ziemlich laut. Auch das fand ich bereichernd und spannend, auch wenn ich dann ab und zu etwas Ruhe zum Ausgleich brauchte. Auch die habe ich in Israel gefunden, ums Wohnheim herum und auch an vielen anderen Orten in Jerusalem (z. B. im Botanischen Garten, um den *Ein Lavan* und im Gazelle Valley) kann man nämlich ganz toll spazieren gehen und glücklicherweise hatte ich im Wohnheim eine Freundin, mit der ich fast täglich eine Runde drehen konnte. Ich habe so meine Leidenschaft fürs Spazieren entdeckt und gemerkt wie gut mir das tut.

Und da bin ich auch schon beim Punkt: Ich habe in diesem Auslandssemester vielleicht nicht alles machen können, was in Nicht-Pandemie-Zeiten möglich gewesen wäre und doch habe ich sehr viel für mich mitnehmen können. Es klingt vielleicht kitschig, aber ich habe unheimlich viel über mich selbst gelernt. Ich hatte sehr viel Zeit, mich mit mir selbst auseinanderzusetzen, und mir hat nicht alles gefallen, was ich über mich herausgefunden habe. Es war nicht immer leicht, vor allem, weil ich es mir lange nicht zugestanden habe anzuerkennen, dass diese Ausnahmesituation durchaus belastend ist und an mir zehrt. Und weil ich oft nicht darauf gehört habe, was ich brauche und was mir guttut. Wenn ich Euch eines mit auf den Weg geben darf, dann ist es das: Gerade im Ausland, wenn Ihr Euch in so vielen Punkten auf Neues einstellen und anpassen müsst, achtet darauf Euch nicht komplett zu verbiegen, gebt auf Euch acht und vergesst nicht das zu tun, was gut für Euch ist. Ich dachte, diese Lektion hätte ich schon früher gelernt, aber ich musste/ durfte in Israel noch viel Persönlichkeitsentwicklung betreiben. Ein Auslandsaufenthalt hat immer Aufs und Abs, das ist ganz normal, wird aber in der gut bekannten „Das Auslandssemester war die beste Zeit meines Lebens, von Anfang bis Ende.“-Mentalität gerne mal vergessen oder verschwiegen. Ich gebe gerne zu, dass ich das ein oder andere Mal gehadert habe, nicht wie die anderen abgebrochen zu haben, aber ich weiß auch, dass dies weitgehend auf die besonderen Umstände zurückzuführen ist. Israel als Land hat mir unheimlich gut gefallen, auch wenn meine letzten Tage ein wenig von Annexionsplänen und Raketenanschüssen aus Gaza überschattet wurden. Ehrlicherweise gehören aber auch solche Meldungen zu Israel dazu. Ich habe mich nie unsicher gefühlt. Mein Fazit: Das ein oder andere Mal gehadert, nie bereut.